NZZ Folio

Sex & Gender / Mai 2017

Was wir begehren

Asexualität, Neosexualität und mehr als zwei Geschlechter: Bringt die Sexualwissenschaft Ordnung in Sex und Gender?

Von Peter Haffner



Heinz-Jürgen Voss ist Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg.

Herr Professor Voss, Sie sind Biologe und Sexualwissenschafter und schreiben den Blog «Das Ende des Sex: Biologisches Geschlecht ist gemacht». Manche sind der Meinung, das biologische Geschlecht sei ein soziales Konstrukt. Wollen Sie das damit sagen?

Ich will damit sagen, dass die aktuelle gesellschaftliche Deutung, es gebe nur zwei Geschlechter, zu kurz greift. Es gibt physisch und physiologisch so viele Ausprägungen für Merkmale, die wir als geschlechtlich betrachten – etwa die Genitalien oder die Brüste –, dass die zweigeschlechtliche Sicht der Komplexität nicht gerecht wird. Früher hat man «Geschlecht» anders gesehen und verstanden als heute.

So wurden etwa Hermaphroditen verehrt, Geschöpfe, die das Schönste von beiden Geschlechtern haben, Brüste und einen Penis. Aber «männlich» und «weiblich» sind doch die häufigsten Varianten?

In der Antike war man der Auffassung, dass Frauen und Männer die gleichen Sexualorgane hätten, einmal nach innen, einmal nach aussen gekehrt. Es geht darum zu erkennen, dass es die klare Zweigeschlechtlichkeit, die man für selbstverständlich hält, nicht gibt. Die Frage ist, worauf man fokussiert. Wann ist ein Penis ein Penis, und wann wird er eher als Klitoris wahrgenommen? Ist ein Penis, bei dem die Harnröhrenöffnung am Schaft und nicht an der Spitze der Eichel ist, ein «richtiger» Penis oder nicht? Schon die Vorstellung, dass Hoden immer Androgene, also als vermännlichend betrachtete Hormone, bilden, und Eierstöcke immer Östrogene, die als verweiblichend betrachtet werden, ist so schlicht falsch.

Was ist denn falsch daran?

Sowohl Hoden als auch Eierstöcke bilden Androgene und Östrogene. Im Prinzip ist der biologische Erkenntnisstand viel weiter als das populäre Wissen über die geschlechtliche Entwicklung. In der Biologie und der Sexualwissenschaft sollten wir diese Komplexität in möglichst einfachen Worten darstellen – und nicht auf sie verzichten, weil wir glauben, die «normalen» Leute verstünden das nicht.

Selbst wenn es bloss ein kulturelles Phänomen ist, nur zwei Geschlechter anzuerkennen: dies zu entkräften, wird damit nicht leichter.

Im Moment führen wir ja Debatten darüber, da sehe ich durchaus eine gesellschaftliche Offenheit. In einer Erhebung haben kürzlich rund siebzig Prozent der befragten Deutschen es als selbstverständlich bezeichnet, dass es die klare Zweigeschlechtlichkeit nicht gebe. Dass es noch irgendwas anderes, drittes gebe.

Könnten Sie kurz erklären, was der Unterschied zwischen Sex, Gender und sexueller Ausrichtung ist?

Der englische Begriff «sex» wird für das biologische Geschlecht verwendet und «gender» für das gesellschaftliche, ob als Identität oder Geschlechterrolle. Im Deutschen fallen beide Begriffe in dem Wort «Geschlecht» zusammen, was die interdisziplinäre Betrachtung erleichtern kann: Auch biologisches Geschlecht ist so eingängiger in seiner gesellschaftlichen Dimension zu fassen. «Sexuelle Orientierung» oder «Ausrichtung» meint das gleich- oder andersgeschlechtlich ausgerichtete sexuelle Begehren.

Die Sexualwissenschaft ist eine junge Wissenschaft, erst 150 Jahre alt. Woher kommt sie, was hat sie geprägt?

Entstanden ist sie im deutschsprachigen Raum. Der Strafparagraph, der sich in Preussen gegen gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen richtete, drohte auf das Deutsche Reich ausgedehnt zu werden, das sich gerade bildete. In Frankreich, Belgien, den Niederlanden und einigen deutschen Ländern gab es solche Strafregelungen schon nach der Französischen Revolution nicht mehr. In den deutschen Ländern entspann sich seit den 1860er Jahren eine breite Debatte um diesen Paragraphen 175. Mit ihr beginnt unser Verständnis für die Emanzipationsbewegung der Homosexuellen und für die Sexualwissenschaft, die sich aus dieser Bewegung und aus der Medizin gespeist hat.

Gleichzeitig wurde die Sexualität pathologisiert. 1886 erschien Richard von Krafft-Ebings «Psychopathia sexualis», ein Sammelsurium seltsamer Sexualpraktiken.

Parallel zur Emanzipationsbewegung, die zeigte, dass Homosexualität natürlich ist, verlief eine psychologisch-psychiatrisch-medizinische Diskussion, die das sogenannte Abnormale ins Zentrum stellte. Auch sie fokussierte zunächst auf die Homosexualität, reihte dann aber zahlreiche weitere Klassifikationen aneinander. Damit wurden Geschlechtliches und Sexualität zu klar gefassten Konzepten, in denen kategorisiert wird, was vorher offenblieb. Einerseits war das für Menschen, die erkannten, dass sie mit ihrer Sexualität nicht alleine waren, eine Erleichterung. Andererseits wurde rasch die Frage behandelt, wie man solche «krankhaften Abweichungen» korrigieren und auslöschen könne.

Welchen Platz hatte die mehr oder minder vorurteilslose Beschreibung von Sexualität?

Schon der deutsche Sexualwissenschafter Magnus Hirschfeld versuchte die Vielfalt sexueller Handlungen zu erheben. Das setzte sich fort über den Amerikaner Alfred Kinsey, wobei interessant ist, dass viele Menschen damals keine festgefügte Vorstellung von sich selber hatten. Nicht wenige, stellte sich heraus, hatten immer wieder gleichgeschlechtlichen Sex, sahen sich aber selber nicht als homosexuell.

Woher kommt der Zwang zur Wahl, was die geschlechtliche und sexuelle Identität betrifft?

Zum einen kommt er direkt vom Staat. Das Transsexuellengesetz etwa verlangte in Deutschland bis 2011 sogar die Herstellung von Zeugungsunfähigkeit, wenn eine Person nur einen anderen Geschlechtseintrag in der Geburtsurkunde wollte. Meist geht es jedoch nicht um direkten Zwang. Wir alle haben gelernt, uns selbst gemäss der bürgerlichen Ordnung zu regieren. Eine Folge des Paragraphen 175 ist, dass für viele ein Leben ohne die Kategorisierung heterosexuell, homosexuell und bisexuell schwer denkbar ist. Wir brauchen die Achtung von Grenzen, was sexualisierte Gewalt betrifft, aber wir sollten die Offenheit haben, uns selber auszuprobieren, nicht nur auf Schutz zu schauen, sondern auch darauf, wie es uns sexuell gutgeht.

Weshalb ist Geschlechtsidentität gerade heute so wichtig geworden, was sagt das über unsere Zeit aus?

Es hat mit Normalisierung zu tun. Mediziner und andere Wissenschafter wären in den 1920er Jahren mehrheitlich nicht auf die Idee gekommen, Menschen klar auf zwei geschlechtliche Muster festzulegen. In den 1960er Jahren und danach gab es eine Popkultur, in der sich männliche Jugendliche zur Zeit des Vietnamkrieges von kriegerischer, heldenhafter Männlichkeit distanzierten und ihre Weiblichkeit betonten. Derzeit sehen wir neben der Vielfalt einen enormen Normalisierungsdruck, der sich in allen geschlechtlich-sexuellen Bereichen zeigt: in der ehelichen Normalisierung lesbischer und schwuler Lebensweisen, in normativen Schönheitsidealen, im Druck, sexuell funktionieren zu sollen und zu wollen.

Wann und wieso hat sich die Sexualwissenschaft in der Geschlechterfrage festgelegt?

In der Theoriebildung gab es früher eine grössere Offenheit. Dass das biologische Geschlecht vielfältig und individuell ist, war die vorherrschende

Sicht. Erst seit der Nazizeit gibt es dieses Festzurren auf Weiblichkeit oder Männlichkeit. Die in den 1920er Jahren dominante Vorstellung, jeder Mensch sei zumindest ein bisschen Frau und Mann zugleich, wurde obsolet. Paradoxerweise ist es gerade die gegenwärtige sexuelle Pluralisierung der Gesellschaft, die das Dogma dieser Zweigeschlechtlichkeit zementiert. Lesben, Schwule, Bi-, Trans- und Intersexuelle sind schubladisiert und stören die Mehrheit nicht mehr. Für diese Mehrheit ist damit noch klarer, dass sie zweifelsfrei heterosexuell ist und entweder weiblich oder männlich.

Für Sigmund Freud war Analverkehr keine Perversion, oraler Sex aber schon. Was gilt heute noch als behandlungsbedürftige Störung?

Die Diskussion um die Anerkennung von «Neosexualitäten» ist im Gang. Volkmar Sigusch, der wichtige deutsche Sexualwissenschafter, verwendet den Begriff für das Spektrum geschlechtlicher Identitäten, sexueller Orientierungen und Präferenzen. Die Strafbarkeit von Homosexualität wurde 1994 abgeschafft, Transsexuelle und Intersexuelle kämpfen um Anerkennung. Aber wir sind in weiten Teilen Europas noch nicht so weit wie in Argentinien oder auf Malta, wo eine Person ohne Einmischung von Justiz und Medizin entscheidet, zu welchem Geschlecht sie gehören will.

Bald gibt es nichts mehr, was – offiziell – Anstoss erregt?

So ist es nicht. Zwar werden etwa bürgerliche Formen wie eheähnliche Verbindungen von Homosexuellen stärker integriert, gleichzeitig problematisiert man schärfer, was in Darkrooms oder Parks abläuft. Beim Barebacking, dem ungeschützten Geschlechtsverkehr, fragt man, ob das sanktioniert werden solle. Es gibt Gesetzesinitiativen, wonach man Menschen, die in Gewahrsam genommen werden, zwangsweise auf HIV und Hepatitis testen darf. Das ist ethisch hochproblematisch. Nicht einmal in den 1980er Jahren, der Zeit der Aids-Hysterie, war das gesetzlich durchsetzbar. Nun, wo als pervers geltende Praktiken gesellschaftlich toleriert sind, werden im Gegenzug die nicht ins Selbstbild unserer Gesellschaft passenden stärker verfolgt. Was heute stattfindet, ist eine Absonderung des «Unsauberen».

Die einhellig nicht tolerierte Perversion ist die Pädophilie.

Sie ist vielleicht die letzte tatsächliche «Perversion». Heute gibt es gute Präventionsprogramme wie «Kein Täter werden» der Berliner Charité. Das Verlangen nach Sex mit Kindern ist eine Phantasie, wofür die Person, die sie hat,

nichts kann. Ein Pädophiler oder eine Pädophile kann weder das eigene Begehren aufgeben noch davon befreit werden. Man kann ihm oder ihr aber helfen, es nicht in die Tat umzusetzen. Dazu gehört auch der Verzicht auf Kinderpornographie.

Die sexuelle Revolution von 1968 war in dieser Frage ziemlich verantwortungslos.

Nach der Verfolgung von Homosexuellen und den Prügelstrafen in der Schule ist in den 1970ern eine Reformpädagogik entstanden, deren Kerngedanke war, alle seien frei und gleichberechtigt. Dabei hat man das Machtgefälle aus den Augen verloren, das zwischen Erwachsenen und Kindern besteht. Nach der Aufdeckung von sexualisierter Gewalt in Internaten, in der Kirche und anderswo hat man das verstanden.

Sprechen wir über die Partnersuche. Sie gleicht heute einem Markt, jedenfalls im Internet. Man macht sich zur Ware mit Eigenschaften, Wünschen und Vorlieben.

Identitäten werden zugespitzt. Es geht nicht mehr nur um Heterosexuell, Homosexuell oder Bisexuell. Auf Dating-Portalen wird detailreich nach Praktiken sortiert. Man kann ankreuzen, was man mag, und kriegt dann nur noch die drei Personen vorgeschlagen, die genau das auch mögen. So geht eine Menge an Möglichkeiten verloren. Zwei Schwule, die sich als passiv deklarieren, könnten gewiss Aufregendes erleben, haben aber kaum die Chance, zueinanderzufinden. Bei der «Sklavenzentrale», einer der Plattformen für Sadomasochisten, kann man inzwischen aus beinahe zweihundert Varianten auswählen.

Was ist der gesellschaftliche Hintergrund dieses warenförmigen Umgangs mit Sexualität?

Einerseits ist dieser Freiraum der Möglichkeiten eine Frucht der Revolte von 1968, andererseits aber auch ein Merkmal der Konsumgesellschaft. Mit der sexuellen Revolution waren gefährliche Kämpfe verbunden. Noch in den 1980er Jahren konnte ein Schüler selbst im vergleichsweise offenen Westberlin von der Schule verwiesen werden, wenn er eine Schwulengruppe gründete. Indem man die Sexualität von den Zwängen befreit, dachte man, greift man den Kapitalismus an und schafft ihn schliesslich ab. Das ist nicht passiert.

Man kann die 68er Bewegung auch als hedonistische und individualistische Revolte betrachten, die mit der Deregulierung der autoritären Gesellschaft den Boden bereitet hat für die neoliberale Deregulierung der Wirtschaft.

Es passte gut zusammen. Die Öffnung und Pluralisierung des Geschlechtlichen und Sexuellen ging einher mit dem wachsenden Dienstleistungsangebot der Marktwirtschaft. Ein Resultat davon ist, dass Sexualität allgegenwärtig ist, dass es zahllose sexuelle Hilfsmittel gibt, einen Haufen Spielsachen und Produkte, die im Handel sind. Auch die stärkere Identitätsbildung im sexuellen Bereich ist eine Folge davon.

Menschen verlieben sich auch in Waren. Männer, die sich in einen Sportwagen setzen, zeigen Anzeichen sexueller Erregung, ein iPhone wird zum Objekt des Begehrens.

Die Objektophilie wird zunehmend sichtbar, weil sich die Objektophilen äussern und dadurch wahrgenommen werden. Objektophilie ist eine konkrete sexuelle Orientierung. Auch die Selbstbefriedigung sehen wir ja als Sexualität.

Welches Merkmal ist denn ausschlaggebend für die Sexualität? Die Begierde, die körperliche Reaktion? Erregung gibt es doch auch im Ringkampf.

Die Grenzen zwischen Sexualität und Ringkampf sind ja durchaus fliessend. Für den Begriff von Sexualität, den wir heute haben, reicht das Begehren aus. Auch Homosexualität geht nicht mehr von einer konkreten Handlung aus, vom sexuellen Akt. Es genügt, wenn ich mich als homosexuell identifiziere.

Es gibt Spielarten, die neu oder gerade in Mode sind. Was etwa sagt der Erfolg von «Fifty Shades of Grey»?

In unserer Gesellschaft werden Grenzen immer mehr diskutiert. Wo es um die Prävention von Gewalt geht, ist das wichtig. Doch es führt auch dazu, dass Leute Grenzen nicht mehr austesten. Sie wollen unter einer Schutzglocke leben. Jene, die Grenzen austesten möchten, können es zum Beispiel im BDSM-Bereich tun. Die Sadomasochisten legen selber Regeln fest, etwa Codewörter, die Sicherheit gewährleisten. Daneben hat es auch mit der Konditionierung in der Erwerbsarbeit zu tun, dass BDSM attraktiv wird.

Der Boss, der sich den Hintern versohlen lässt?

Zum Beispiel, oder der selber prügelt, was er ja in der Firma nicht kann. Die Arbeitswelt wirkt sich darauf aus, welche Variante jemand wählt. Es lässt sich

historisch gut zeigen, dass das Erwerbsleben immer auch das Sexuelle strukturiert. Etwa darin, dass in Rollenspielen oft gesellschaftliche oder Erwerbsrollen auftauchen: der Chef, die Herrin, der Polizist.

Sigmund Freud hat in «Das Unbehagen in der Kultur» geschrieben, wir hätten zu viel Freiheit zugunsten von Sicherheit aufgegeben. Heute haben wir viel Freiheit im Sexuellen, aber wenig Sicherheit im Arbeitsleben. Sind die geschlossenen Räume von SM-Praktiken die Versöhnung davon, extreme Freiheit und extreme Sicherheit zugleich?

Das könnte man so sagen. Es ist ein sicherer Raum zum Erleben von Sexualität und von dosierten Grenzüberschreitungen. Die Verhandlungsmoral wird auf die Spitze getrieben, jeder Schritt ist abgesprochen, Warnsignale müssen respektiert werden. Es geht um absolutes Vertrauen und absolute Kontrolle.

Zu den Neosexualitäten zählt auch die Asexualität. Gibt es immer mehr Menschen, die weder ein sexuelles Verlangen verspüren noch sich sexuell betätigen?

Asexualität wird heute erst benannt und nimmt auch deshalb zu. Sie wird jetzt als klare Identität herausgebildet, weil Sexualität in der Gesellschaft immer mehr thematisiert wird. Jeder Mensch soll sexuell funktionieren, es geht um Rekorde, um das, was man statistisch erheben kann, wie etwa die Orgasmendichte.

Wer keinen Sex haben will, muss sich rechtfertigen?

Wenn es in einer Ehe in den 1950ern keinen Sex gegeben hat, sah man das nicht als Problem. Heute wird auch eine funktionierende Partnerschaft am Sex gemessen. Unter dem Druck, sexuell zu funktionieren, ist diese Gegenbewegung von Leuten entstanden, die offen sagen: Ich habe kein Bedürfnis nach Sex.

Das bedeutet aber nicht Beziehungslosigkeit?

Nein. Es bedeutet auch nicht, dass diese Menschen als nicht sexuell betrachtet werden wollen. Wir alle sind von Geburt an sexuelle Wesen. Asexuell zu sein heisst, zeitweise oder auf Dauer kein Verlangen nach partnerschaftlichem Sex zu haben.

Worin unterscheidet sich die Sexualität der heutigen Jugend von der ihrer Eltern?

Sie hat überwiegend monogame Vorstellungen, ist aber offener, sexuelle Praktiken wie Analverkehr auszuprobieren. Die sexuelle Initiative geht nun von

allen Geschlechtern aus. Masturbation war bei Jungs immer gang und gäbe, inzwischen ist sie das auch bei Mädchen. 1980 gaben rund 20 Prozent der Mädchen bis 19 an, dass sie masturbierten. Heute sind es 70 Prozent. Überdies ist die Jugend toleranter, was etwa Homosexualität betrifft.

In Berliner Techno-Clubs gehört neuerdings auch Sex dazu, so wie es in Schwulenclubs längst üblich ist. In Darkrooms neben der Tanzfläche tun junge Männer, Frauen und Paare, was man einst «Unzucht treiben» nannte. Werden die Frauen mehr wie Männer?

In grösseren Studien lässt sich das nicht zeigen. Junge Frauen sind monogam orientiert, und Frauen, die mehrere Sexpartner haben, werden immer noch stigmatisiert. Es gibt jedoch vermehrt Paare, die mehr Spiel in ihre Beziehung bringen wollen und einen Swingerclub besuchen, oder Lokale, wo es einen Darkroom gibt. Auch bei Schwulen sehen wir häufiger, dass Partner erst eine monogame Beziehung führen und sie dann öffnen. Weil die Gesellschaft sich daran immer weniger stösst, kann Sex jetzt in Einrichtungen stattfinden, die nicht so versteckt sind wie Swingerclubs. Wenn man eine Party macht, gibt es einen Chillraum, und je nach Lokal kann man dort eben auch Sex haben.

Mit der Love Parade hat die Zurschaustellung sexueller Phantasien begonnen. Nun bleibt es nicht bei der Phantasie. Geht es dabei um eine Steigerung des Narzissmus?

In der Gesellschaft wird Sex zu etwas Selbstverständlichem. Man verheimlicht nicht mehr, dass man Pornos guckt, es gibt weniger Hemmschwellen, an öffentlichen Orten Sex zu haben. Daraus zu schliessen, die Gesellschaft werde immer offener, ist aber verfehlt. Die Darstellung halbnackter Körper zu Werbezwecken hat mit der sexuellen Revolution begonnen. Damit einher ging das Diktat eines Schönheitsideals. Wer dem nicht genügt, ist von vielen Möglichkeiten ausgeschlossen, wird zum Beispiel bei diversen Clubs abgewiesen. Die vermeintliche Offenheit bleibt exklusiv. Sie gilt vor allem für Weisse der Mittelklasse, die der Körpernorm entsprechen. In der Werbung für die Europride 2019, die europäische schwul-lesbische Parade in Wien, gibt es Anzeigen, auf denen steht, hier sei Vielfalt repräsentiert. Man sieht eine Person im Rollstuhl, doch wie alle anderen ist sie jung, niemand hat ein Gramm Fett zu viel, und alle sind sie weiss.

Man tut aber so, als würde niemand nicht dazugehören.

Wenn die Gesellschaft so tut, als sei sie offen, sind diejenigen, die nicht zur Gesellschaft gezählt werden, noch stärker ausgeschlossen. Heute sind das vor allem Flüchtlinge und Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund. Sie werden verdächtigt, besonders übergriffig zu sein. Die Phantasien, die sich da spiegeln, gehen auf die Kolonialzeit zurück: Die Frau muss vor dem schwarzen Mann gerettet werden. Neben dem vorgeschobenen Argument der Frauenrechte, das sich auch historisch zeigt, wird diese Mission der Zivilisierung heute auch über Homosexuellenrechte betrieben. Selbst der reaktionäre CSU-Vorsitzende Horst Seehofer fordert Frauen- und Homosexuellenrechte für Afghanistan – aber nicht für Bayern.

Die Frage der Fragen ist immer: Was ist das Geheimnis einer sexuell befriedigenden Dauerbeziehung?

Zunächst einmal müssen die Partner viel Verständnis aufbringen, einander nah, aber auch fern zu sein. Die Chance, sich so wieder neu kennenzulernen, kann sich positiv auswirken. Doch man kann auch den Wert einer Sexualität erkennen, in der es nicht mehr darum geht, den spektakulären, überraschenden Sex zu haben. Man kann sagen: Bei uns sind zwar ein paar Abläufe klar, aber ich finde das gut so. Meine Partnerin, mein Partner nimmt mich, wie ich bin, ich muss nicht ständig jemand Neuen suchen, ich kann Sex als Entspannung erleben und habe einen Rückzugsraum, wo ich mich vom Stress des Alltags erholen kann.

Und jene, bei denen das nicht funktioniert?

Ich kann nicht genug betonen, dass Sexualität individuell ist und es keinen Königsweg gibt. Manche Leute sind ständig zusammen und haben ein intensives Sexleben. Manche reichern es an, indem sie den Ort wechseln, Sex mit Spielzeugen oder in der Öffentlichkeit haben, andere beziehen weitere Menschen ein. Ich halte nichts davon, eine grössere sexuelle Offenheit automatisch als positiv zu bewerten. Es geht um Möglichkeiten. Menschen sollten miteinander sexuell das tun können, was und wie sie es selber möchten.

Was heisst denn bei so viel Sex nun eigentlich, das Ende der Sexualität sei nahe?

Wie zu Beginn gesagt, kam Sexualität im klassifikatorischen Verständnis erst im 19. Jahrhundert auf. Erst seit dann verstehen sich Menschen als hetero-, homo- oder bisexuell und definieren ihre Persönlichkeit zentral über ihre Sexualität. Damit wurde sie gegen Freundschaft abgegrenzt. Handlungen wie Händchenhalten unter Freunden wurden nun verdächtig sexuell. Mittlerweile

zeigen sich Erosionen, etwa in einem jugendlichen Verständnis von «Freundschaft plus», die Sex einschliesst. Oder Männer, die Sex mit Männern haben, ohne sich als schwul oder bisexuell zu verstehen. Die alte, klar gefasste Sexualität scheint zunehmend ausgedient zu haben und wird durch Neues ersetzt.

Wird Gewalt die Form der Erregung sein, die an die Stelle der sexuellen tritt, wie Volkmar Sigusch vermutet?

Dieser These würde ich widersprechen. Es steht nicht fest, dass sich die gesellschaftliche Situation zuspitzt. Auch wenn bei den rechtsextremen Entwicklungen in Europa die Gefahr da ist, dass die Gewalt zunimmt, auch die sexuelle. Aber das Geschlechtlich-Sexuelle wird sich nicht in Gewalt auflösen. Klaus Theweleit hat in seinem Buch «Männerphantasien» gezeigt, wie viel Gewalt man findet in männlichen Vorstellungen, in der Darstellung von Männlichkeit. Aber das ist nicht die Auflösung des Sexuellen in Gewalt, sondern es ist Gewalt, die im Sexuellen steckt.

Was sagt der Sexualwissenschafter eigentlich zu Intimität und Liebe?

Ein Mensch, der keinen Bezug zu Menschen hätte, würde zugrunde gehen. Intimität bedeutet nahen Kontakt und kann im engeren Sinne Sexuelles enthalten. Liebe – in der aktuellen kulturellen Aufladung, wonach zwei Menschen zueinanderfinden und dauerhaft füreinander bestimmt sind – ist hingegen eine Vorstellung, die es erst seit der bürgerlichen Moderne gibt. Unbändiges Verlangen nacheinander können Menschen auch ausserhalb dieser bürgerlichen Ordnung empfunden haben. Modern wird dieses Verlangen jedoch domestiziert zur Liebesheirat.

Ist der Begriff «Sexualwissenschaft» nicht ein Widerspruch in sich? Als Wissenschaft muss sie Ordnung schaffen. Aber diese Ordnung tilgt mit ihrem Wahn, alles zu kategorisieren, das Unberechenbare, Chaotische und Rätselhafte, das Sexualität besonders macht.

Sexualwissenschaft sollte aufhören, Ordnung schaffen zu wollen. Natürlich wird man in einer wissenschaftlichen Studie immer Quantitatives und Qualitatives erörtern, Ordnungen einführen. Doch man kann dies auf verschiedene Weise tun. Es gibt eine Studie über Jugendliche, bei der das Geschlecht nicht einfach abgefragt wurde nach Männlich und Weiblich. Man bot eine Skala an, zusätzlich gab es Kästchen für jene, die sich für keines entscheiden wollten. Zu mehr als 40 Prozent haben sich die Jugendlichen nicht

als «typisch» eingeordnet, sondern abseits der Pole. Das bedeutet nicht, dass sie sich als Trans- oder Intersexuelle verstehen, sondern dass sie mit den Bildern in Schulbüchern – der nackte Junge, das nackte Mädchen, die Proportionen, die typischen Pubertätsentwicklungen – nichts anfangen können. In dem Sinn sollte Sexualwissenschaft eine konkret beschreibende Wissenschaft werden.

Sexuelles Erleben zu beschreiben ist aber auch schwer.

Wir sind genital fixiert, auf wenige Körperstellen konzentriert. Fragt man Leute auf der Strasse nach Unterschieden zwischen Frauen und Männern, kriegt man zehn, zwanzig Antworten, nicht mehr. Im Blick ist, wofür es einen Begriff gibt. Und wofür es keinen gibt, das wird nicht gesehen. Man sollte das Widerspenstige auch in den Begriffen bewahren und nicht immer alles klar bezeichnen und eintüten wollen.

Zur Person

Heinz-Jürgen Voss, 37, lehrt als Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Er forscht über geschlechtlich-sexuelle Selbstbestimmung und biologisch-medizinische Geschlechtertheorien. Sein Buch «Making Sex Revisited» über die Geschlechtsfrage aus medizinisch-biologischer Sicht erschien 2010 im Transcript-Verlag. Im 2016 mit Züfukar Çetin veröffentlichten Buch «Schwule Sichtbarkeit – schwule Identität: Kritische Perspektiven» geht es ums Thema Identität.

Das Interview führte Peter Haffner. Er ist freier Journalist und lebt in Zürich.